

ADOLF NEYSES, *Die Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei St. Maximin bei Trier*. Kataloge und Schriften des bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier, Band 6. Selbstverlag, Trier 2002. 2 Bände; Band 1: 291 Seiten; Band 2: 102 Abbildungen, 42 Tafeln, 4 Beilagen.

Die 1995 abgeschlossenen Bauuntersuchungen und Ausgrabungen unter und um St. Maximin in Trier wurden bereits 1915 begonnen und sind nunmehr auf Betreiben des Dom- und Diözesanmuseums zu einer umfassenden Befundvorlage und teilweisen Auswertung durch den langjährigen örtlichen Leiter der Untersuchungen Adolf Neyses gelangt. Der Band ist vorbildlich mit Ausschnitten aus der photographischen und zeichnerischen Altdokumentation und einer umfangreichen vom Verfasser erstellten Neudokumentation (Abbildungen und separate Tafeln in Band 2) ausgestattet. Wenn der Herausgeber Winfried Weber im Vorwort der Arbeit, sicher vor allem wegen der nicht mitpublizierten Funde, keinen Stellenwert »einer abschließenden Grabungspublikation« zubilligen mag, zeigt dies auch die Relativität einer solchen Definition in Bezug auf entsprechende Langzeit- bzw. Großgrabungen der Nachkriegszeit.

Immense Materialmengen, lückenhafte und oft verworrene bzw. kaum nachvollziehbare Dokumentation, Probleme bei der Stratifizierung und Inventarisierung von Funden führen ebenso wie moderne Personalnot und Mittelknappheit auch bei anderen großen Kirchengrabungen zu langen Verzögerungen dringend notwendiger Vorlagen des noch auswertbaren Materials. Dennoch weisen jüngere Bearbeitungen, wie etwa die der Grabungen von St. Victor in Xanten (Th. Otten), der spätantiken und frühmittelalterlichen Phasen unter dem Kölner Dom (S. Ristow), St. Ursula (G. Nürnberger), St. Gereon (U. Verstegen) oder St. Severin (B. Päßgen) sowie z. B. der Münstergrabung in Bonn (Ch. Keller/U. Müssemeier) und so auch das vorliegende Werk, ungeachtet unterschiedlicher Ansätze und Bearbeitungsmöglichkeiten, den Weg für noch ausstehende Projekte, wie etwa dem der Trierer Domgrabung oder von St. Severus in Boppard bis hin zu für die Kirchenarchäologie besonders bedeutenden Befunden wie in St-Maurice d'Agaune in der Schweiz.

Nach Darlegung der Forschungs- und Grabungsgeschichte zu St. Maximin erläutert der Verfasser die Bauentwicklung, die er in drei große Abschnitte, »römisch«, »mittelalterlich« und »neuzeitlich«, einteilt. Damit einher geht eine Gliederung der durch entsprechende Kürzel gekennzeichneten Befundnummerngruppen, die mit RI beginnt und mit NV endet. Arabische Ziffern bezeichnen dann die einzelnen Befunde. Dieses System macht eigentlich die aufwändige und verwirrende zusätzliche Kapitelnummerierung redaktionell überflüssig; Überschriften wie »1.1.2.11. R II.11 Tonnengewölbtes, bemaltes Grab 650« oder »2.2.11.1.2 Innenkrypta E' ...« wären also besser auf die inhaltlich bestimmte Gliederungsebene verkürzt worden. Angenehm ist die Trennung in den beschreibenden Text- und den separaten Tafelteil, so dass der Leser die entsprechenden Plana, Profile und gelegentlich auch die Rekonstruktionen neben dem Text benutzen kann. Nicht immer sind die Ver-

weise auch aufzufinden, z. B. beim in Kapitel 1.1.2.5 genannten Bau R II.5, dessen Mauern R und R1 bzw. ihr Verhältnis zu den in dem Bau liegenden Sarkophagen der Rezensent in der S. 24 angegebenen Taf. 4 nicht finden konnte. Die gesuchten Mauern, nicht jedoch die Bestattungen, zeigt der Gesamtplan von 1937 (Taf. 1). Vorbildlich und sehr übersichtlich sind die vom Verfasser erstellten farbigen Phasenpläne für die älteren Bauabschnitte (Taf. 3, 8–10), wenn sie auch um Informationen zur neuen Benennung älterer durch Buchstaben gekennzeichnete Raumbefunde hätten ergänzt werden sollen (z. B. R V.5 = C usw.). So benötigt man, etwa um die Räume 5–7 von RV, die im Text (S. 40) plötzlich mit der in den späteren Phasen verwandten Buchstabenkennzeichnung A–J auftauchen, richtig zuordnen zu können, einen (allerdings fehlenden) Hinweis auf Taf. 11. Überdies gibt es auch noch entsprechend benannte Mauern und in einer weiteren Ebene »Einzelbefunde« wie die »Säule D« (S. 50), so dass auch der aufmerksame Leser gelegentlich die Übersicht verlieren wird, wenn er versucht, den Text nachzuvollziehen.

Die Kurzbeschreibungen der Befunde im Textteil, beginnend mit den römischen Bauten auf dem Trierer Nordgräberfeld, auf dem sich St. Maximin erhebt, kommen weitgehend ohne Bezug auf Funde und Erläuterungen der Angaben zu den Datierungen aus. Verweise auf Fundnummern bleiben selten, ohne dass klar wird, ob dies an ihrem Fehlen, mangelnder Stratifizierungsmöglichkeit oder nur an der bisher nicht erfolgten Bearbeitung liegt. Gelegentlich muss der Verfasser deshalb sehr im Allgemeinen bleiben, wie etwa in Bezug auf den spätrömischen Grabbau R II.7: »er könnte demnach um 300 n. Chr. entstanden sein... die gefundenen Ziegelstempel dürften diesem zeitlichen Ansatz kaum entgegenstehen« (S. 30). Verschiedentlich drängt sich dem Rezensenten deshalb auch der Eindruck auf, dass der Verfasser seine Bauphasen einem vorab zugrunde liegenden Gerüst unterordnet, in dem die historischen Quellen und insbesondere die Einrichtung einer Bischofsgruft in der Mitte des 4. Jhs. eine hervorragende Rolle spielen und dessen obere Grenze für angenommene spätantike Bautätigkeiten offenbar die Rückführung und Beisetzung der sterblichen Überreste des Bischofs Paulinus um 400 darstellt (S. 54).

Entschieden lehnt der Verfasser, wie auch schon zuvor (zuletzt VERF., Lage und Gestaltung von Grabinschriften im spätantiken Coemeterial-Großbau von St. Maximin in Trier. *Jahrb. RGZM* 46, 1999, 425 ff.), die oft vertretene, den mittelalterlichen Überlieferungen folgende Deutung des spätantiken Saalbaus R II.2 als Villa suburbana ab (S. 21 f.); da das umliegende Gräberfeld nach seiner Errichtung in Benutzung blieb, dürfte es sich um einen Memorialbau handeln. Später wurde seine Bausubstanz in den benachbarten Coemeterialkomplex mit einbezogen. Hier wird also eine durch Vermischung archäologischer und schriftlicher Quellen entstandene Fehldeutung ausgeräumt. Die Einrichtung frühchristlicher Kirchen in meist angeblich von der Heiligen Helena gestifteten Villen besitzt als mittelalterliches Topos bis in heutige Zeit in Trier eine große Faszination, aber wohl nur für die Anlage von St. Matthias einen archäologisch verifizierbaren Hintergrund.

Auf die kleineren Grabarchitekturen und die größte-

ren Memorialbauten R II.2 und R III folgt unter Einbeziehung des letzteren der 65 × 17 m große, aus der exakten Ost–West-Richtung gerückte bekannte Coemeterialbau R IV (S. 36–38). Dieser wurde »etwa gegen Ende des 4. Jahrhunderts« (S. 38, ohne Begründung und wie bisher datiert), jedenfalls mit dem Terminus post quem von 350 (Münzdatierung einer abgegrabenen Schicht, dazu S. 45) nach Osten um Bauteil RV erweitert und bezog so die römische Grabkammer E aus R II.6 ebenso wie den schon genannten Memorialbau R II.2 im Nordosten mit ein. Es soll nochmals darauf hingewiesen werden, dass die vorgetragenen Datierungsanhalte ohne die entsprechende Fundvorlage dünn sind und oft auch nicht nachvollziehbar erscheinen. Weshalb z. B. der Estrich Ze 1 in Grabkammer E angeblich »nicht sehr lange begangen worden sein kann, da er keinerlei Abnutzungsspuren aufwies«, erscheint nicht nur subjektiv und deshalb ohne dezidierte Belege kaum zu beurteilen, sondern ignoriert auch die Möglichkeit, dass dieser Boden eventuell auch nur sehr wenig begangen worden sein kann, was bei einem Grabbau ja auch nicht ungewöhnlich wäre. Der »Grabtempel« R II.7, der übrigens ohne weitere Erläuterungen als »heidnisch« (S. 30) eingeordnet wird, erhält nach dem Verfasser z. B. einen »terminus ante quem« durch die Einbeziehung in den Coemeterialbau R IV. Dessen Entstehung im Verhältnis zur vorausgehenden Phase wird aber gleichzeitig wenig präzise als »schon bald erfuhr der rechteckige Grabbau R III eine entscheidende Veränderung« angegeben (S. 36). Auffällig ist jedenfalls das Fehlen des 5. Jhs. in der vorliegenden Publikation, wie überhaupt für die wenigsten Trierer Ausgrabungen Befunde dieser Zeit in Erwägung gezogen werden, obwohl sich am benachbarten, näher an der gefährdeten Reichsgrenze liegenden, Mittel- und Niederrhein in jüngerer Zeit die Indizien für spätantike Baukultur auch im 5. Jh. häufen. So könnte möglicherweise die Lücke, die sich nach der Befundinterpretation des Verfassers zwischen den Bauten RV und MI.1 bzw. zwischen dem Ende des 4. und der Mitte des 6. Jhs. ergibt, nach Auswertung der Funde erheblich zusammenschrumpfen.

Die Beschreibung der römischen Befunde schließt der Verfasser mit dem »Versuch einer Auswertung« ab (S. 51–61). Dass die Bischöfe Agriculus und Maximin (gest. um 349) in St. Maximin bestattet sind, ist für den Verfasser eine Grundvoraussetzung, die er aus dem frühmittelalterlichen Zustand und dessen »auffälliger Übereinstimmung« mit der Überlieferung bei Gregor von Tours retrogressiv auch für die Spätantike ableitet. Eine quellenkritische Diskussion der mittelalterlichen Überlieferung entfällt deshalb (dazu Anm. bei F. BRINK, Die Anfänge des Christentums in Trier, Köln und Mainz. *Trierer Zeitschr.* 60, 1997, 229 ff., hier 234 f.), sollte sich aber u. a. mit der im 10. Jh. erwähnten Trierer Johannes-Kirche, in die die Reliquien Maximins angeblich durch Bischof Paulin überführt wurden, beschäftigen (Sigh. Mir. Maxim. *Trev.* 3: *Acta SS Mai.* 7, S. 31–36, vgl. App. 1, S. 33). Unter den bisher erfassten Befunden ist jedenfalls von einer Kirche der Zeit vor dem 6. Jh. am Ort von St. Maximin nichts Sicheres erkennbar. Die Argumentation um das Maximinigrab ist an sich nicht neu, vielleicht aber fällt die vom Verfasser vorgebrachte Wertung: »es dürfte wohl kaum ein Zweifel an-

gebracht sein, daß bereits in der Spätantike das Grab Maximins im Gruftraum E vorhanden war und vielleicht das seines Amtsvorgängers Agricius im Nebenraum C« (S. 52), etwas zu entschieden aus, fehlen doch einwandfreie archäologische wie schriftliche Belege für die bauliche Situation des Grabes im 4. Jh. (so auch S. 54). Die Ausführungen des Verfassers zur Überlieferung des Gregor von Tours (S. 76 f., dazu S. 90, Abb. 47) belegen zwar eine bestechende Übereinstimmung zwischen historischer Schriftquelle und archäologischem Befund. GREG. TUR. vit. patr. 17,4,6 (MGH SRM 1,2; S. 281; 283) beschreibt das in der *suburbs* von Trier gelegene »*templum*« bzw. »*basilicam sancti Maximi*« und im Zusammenhang mit dem Bußgang eines Presbyters am Grab Maximins die Krypta mit dem »*tumulus*« des Bischofs (PERS. lib. glor. conf. 91 f.; ebd. S. 356 f.). Gregor lässt den Presbyter auf dem Weg in die Grabkrypta Maximins eine erste Schwelle (*limen*) überschreiten, um dann Stufen herabzusteigen und zu einem zweiten Eingang (*ostium*) zu gelangen. Als er zu einem dritten gehen will, wagt er sich nicht mehr weiter. Es liegt jedoch auf der Hand, dass eine solch allgemeine Beschreibung auf zahlreiche Krypten und Grablagen zutrifft; ob sie ausschließlich auf den hier beschriebenen spätantiken Gruftraum RII.6 mit seinen nordöstlich benachbarten späteren Anbauten RV.5 (zweiter Eingang) und 6 (erste Schwelle) bezogen sein muss, sei dahingestellt. Bis zur Vorlage datierender Funde wird es jedenfalls schwierig sein, die Einbeziehung der für diese Schriftquelle des 6. Jhs. in Anspruch genommenen Grabräume in den großen Coemeterialbau und schon gar dessen Errichtung bereits für die zweite Hälfte des 4. Jhs., also die Zeit des Bischofs Paulinus, festzulegen. Sicher ist nach wie vor die Einrichtung der Kirche in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. auf einem schon seit der Spätantike zunehmend von Christen genutzten Gräberfeld unter Einbeziehung vorhandener Memorialarchitektur. Unstrittig ist auch, dass eine Grabkrypta in oder bei St. Maximin spätestens seit der Zeit Gregors als die des Bischofs Maximin angesehen wurde. Dabei ist bemerkenswert, dass sich der große Coemeterialbau, setzt man Grabkammer E hypothetisch mit dem als spätantike Bischofsgruft angesehenen Raum gleich, mit seinen Hunderten von Bestattungen zwar in Richtung zum verehrten Grab entwickelt, dieses aber erst vergleichsweise spät inkorporiert.

Im Folgenden werden die mittelalterlichen Befunde besprochen, beginnend mit den frühmittelalterlichen Einbauten in den Coemeterialbau und hier mit der durch die Fachwelt lange erwarteten exakten Vorlage der schlüssellochförmigen Amboanlage (S. 61–65). Mit ihren außen vor die Mauer der leicht ovalen Amboplattform gesetzten rechteckigen Vorlagen zeigt sie unter den bekannten Ambonen im merowingischen Einflussgebiet eine einzigartige Form, die sie nur mit den beiden Ambonen des Trierer Domkirchenkomplexes gemeinsam hat. Die Gestaltung in Richtung des Kirchenschiffs bleibt unklar, wahrscheinlich ist hier aber ein »Podest« bzw. Aufgang zu rekonstruieren (S. 64). Bis auf die bloße Nennung älterer Literatur (S. 64) erfolgt keine weitere Diskussion der Vergleichsbefunde oder der Datierung, die der Verfasser »um 550« ansetzt (S. 72). So kann der Trierer Ambo von St. Maximin bis auf weiteres nur typologisch in die zweite Hälfte des 6. Jhs. datiert wer-

den; Terminus ante quem für seine Errichtung ist die Einbringung des Grabes 183 um 600 und die nachträgliche Ausbesserung des Ambo (S. 66–68). Auch nach der aufwändigen liturgischen Neuausstattung erfüllte St. Maximin also sepulkrale Funktionen. Zu einigen der um den Ambo angelegten Gräber werden Funde in guten photographischen Abbildungen vorgelegt (S. 77–87).

Bemerkenswert sind die seitlich annähernd rechtwinklig am Ansatz der Amboplattform zur Solea abgehenden Mäuerchen bzw. Fundamente MII.4a,b (S. 85 f.; S. 63 Abb. 29), die ein Pendant im Befund unter dem Kölner Dom besitzen (dort Mauern B850, B852 vgl. S. RISTOW, Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes. Stud. Kölner Dom 9 [Köln 2002] 264 f.). Diese nachträglich angesetzten Befunde, vielleicht aus dem 7. Jh., könnten als zweite Linie einer Abschrankung zwischen Kirchenschiff und Presbyteriumsschranken gedeutet werden, so dass die Kleriker beim Einzug in die Kirche und ggf. auch beim Gottesdienst einen noch vor dem Altarraum separierten Bereich nutzen konnten, den möglicherweise auch die Gläubigen während der Eucharistie betreten konnten. In ersterem Zusammenhang dürfte auch die westlich vorgelagerte Stufenanlage MI.6 zu rücken sein. Hier liegt aussagekräftiges Material zu entsprechenden Untersuchungen der liturgischen Ausgestaltung merowingerzeitlicher Kirchen vor (S. RISTOW, Ambonen und Soleae in Gallien, Germanien, Raetien und Noricum im Frühmittelalter. Riv. Arch. Cristiana 80, 2004, im Druck).

Ähnlich wie unter dem Kölner Dom folgt in St. Maximin auf die Amboanlage eine rechteckige Schola cantorum, deren Entstehung im 8. Jh. auch in Trier nur über den historisch belegten Wechsel von der gallischen zur römischen Liturgie bestimmt werden kann (S. 88). Die Bereiche der Solea des Vorgängers sind durch spätere Einbauten derartig zerstört, dass keine Aussagen über das Verhältnis zwischen Amboanlage oder Schola und Altarraum möglich sind. Auch von zu erwartenden seitlichen Kanzelaufbauten an der Schola sind nur dürftige Spuren nachzuweisen (MIII.3).

Der Anbau von Apsis F im Osten der Krypta (1c nach W. JACOBSEN / L. SCHAEFER / H. R. SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Veröff. Zentralinst. Kunstgesch. München 3,2 [München 1991] 424 f.) bleibt auch nach der vorliegenden Untersuchung nicht genauer als zwischen dem 7. und 9./10. Jh. datierbar (S. 84 f.). Ähnlich unklar sind Zeitstellung und Funktion des die Kirche im Westen verkürzenden Nord-Süd-Mauerriegels MIII.5 (S. 92 f.).

Zusammenfassend betont der Verfasser, dass der Standort des Maximingrabes nach seiner überlieferten Verlegung im Jahre 698 nicht zu sichern sei (S. 93–96); bezogen auf den Umbau der zentralen Gruft E ergeben sich keine gravierenden Änderungen gegenüber den Ergebnissen von M. EXNER, Die Fresken der Krypta von St. Maximin in Trier und ihre Stellung in der spätkarolingischen Wandmalerei. Trierer Zeitschr. Beih. 10 (Trier 1989).

Dem nun folgenden ottonischen Neubau, dem bis auf die Krypten und Teile von RII.2 fast der gesamte Bestand aufgehender Architektur zum Opfer fiel und der

unter umfangreicher Verwendung von Spolien entstand, widmet der Verfasser den Großteil seiner Publikation (90 Seiten in Bd. 1). Zunächst wird der historische Hintergrund mit der Blütezeit der Abtei St. Maximin unter Ogo I., 934–945 Abt und seit 945 Bischof von Lüttich, erläutert. Zwischen 934–1139 Reichskloster, stand das bedeutende monastische Zentrum, von dem aus Reformen ausgingen, unter königlichem Schutz.

In diesen Zusammenhang wird der ottonische Neubau als die früheste ottonische Großkirche zwischen Maas und Elbe gestellt, deren Ausmaße den heutigen Bau in weiten Teilen bestimmen. Nach der Teilweihe der östlichen Kirchenhälfte 942 war der Bau sieben Jahre später bis auf die Außenkrypta fertig gestellt.

Der Darstellung des historischen Hintergrundes folgt die ausführliche Dokumentation der Ergebnisse von Grabung und Bauaufnahme (S. 104–175), an die sich Deutung und Rekonstruktionsvorschläge (S. 175–190) anschließen. Ähnliche Schwierigkeiten wie schon oben für den frühmittelalterlichen Baubestand macht die Übertragung einer wesentlich ausführlicheren Beschreibung des 17. Jhs. für die Kryptenanlage ottonischer Zeit (S. 143 ff.). Zur Rekonstruktion der dreiturmigen Westfassade kann ein erhaltener Holzschnitt von 1512 herangezogen werden. Als Vergleiche für das Motiv der gegenläufigen Konchen (Doppelkonchenmotiv) im Mittel-turm des Westbaus führt der Verfasser den Westbau des Hildesheimer Doms und den westlichen Vorbau am Palast Ottos des Großen in Magdeburg an. Die Deutung dieser Bauform im Zusammenhang mit dem »Kaiser-kult« bleibt spekulativ. Auch der wohl erst im 19. Jh. verfüllte Klostergraben und die Befestigung werden der ottonischen Zeit zugeschrieben (S. 102 f.).

Bis in das 13. Jh. können keine weiteren Baumaßnahmen nachgewiesen werden, von dem folgenden Umbau ist nur wenig bekannt bzw. Aufgehendes erhalten (S. 192 ff.). Die neuzeitlichen Bautätigkeiten begannen um und nach 1500 (S. 202 ff.); ein Abbruch der Arbeiten und die Zerstörung des Westbaus 1522 während der Belagerung der Stadt durch Franz von Sickingen lassen sich nachweisen. Für 1621 ist die Weihe der Abteikirche überliefert, die 1674 zusammen mit den übrigen Klostergebäuden durch die Truppen Ludwigs XIV. zerstört wurde. Der Wiederaufbau der Kirche mit westlicher Zweiturmfront begann 1680. Im 18. Jh. erfolgte die Neugestaltung von Fassaden, so der Westfront; seither werden bis in heutige Zeit Umbauten, Sanierungs- und Grabungsarbeiten ausgeführt. Das Buch schließt mit den Ergebnissen zu naturwissenschaftlichen Analysen, einer Zusammenfassung und einer Liste der Äbte.

Durch die mit dieser Publikation vorliegende Bestandsaufnahme der Befunde unter St. Maximin ist es in Zukunft leicht möglich, alle Baubefunde und den Großteil der Bestattungen zu identifizieren, anzusprechen und ihre Phasengliederung nachzuvollziehen. Weitere Behandlungen werden sich dezidiert mit Funden, Deutungsfragen, Vergleichen und historischen Quellen auseinandersetzen müssen; dies gilt wohl in erster Linie für den spätantiken und frühmittelalterlichen Teil des Gesamtbefundes, während hochmittelalterliche und neuzeitliche Phasen umfangreicher erschlossen und vorgelegt sind. Das vorliegende Werk wird als unverzichtba-

rer Bestandteil der Trierer Kirchenarchäologie auch noch Gültigkeit als Befundvorlage besitzen, wenn alle Funde dieser Grabungen bearbeitet sind und entsprechend zugeordnet werden können.

Köln

Sebastian Ristow